

Hans-Ulrich Treichel



Roman
Suhrkamp

Das
Karussell

SV

Hans-Ulrich Treichel
Das Karussell
Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,

unter Verwendung von Midjourney KI

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43271-6

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Das Karussell

Teil I

I

Bernhard wurde im nächsten Jahr siebzig. Er war geschieden und lebte allein, fühlte sich aber sowohl gesundheitlich als auch sozial und finanziell einigermaßen gefestigt. Die Pension stimmte, sein Blutdruck ebenso, er war gegen Grippe, Gürtelrose und Pneumokokken geimpft, und er hatte freundliche Nachbarn und ein paar gute Bekannte, die ihm auf verlässliche Weise verbunden waren, auch wenn man sich nicht allzu oft sah. Nur die Trennung von seiner Frau schmerzte ihn noch, wenn auch nicht wirklich bedrohlich, sondern eher wie ein wetterfühliges Gliederschmerz, der sich immer mal wieder meldete und den man nie ganz loswurde. Bernhard hatte mit ihr eigentlich alt werden wollen, aber Elisabeth war ihm nach dreißig Jahren Ehe geradezu abhandengekommen und bei einem anderen Mann gelandet. Seine Gefühle für sie waren immer beständig gewesen, aber bei ihr muss es sich wohl irgendwann um erloschene Liebe gehandelt haben.

Erklären konnte und wollte sie es ihm nicht, und er hatte auch nicht darauf bestanden. Nahm sie ihm übel,

dass sie keine Kinder hatten? War es seine Schuld gewesen? Doch wer will schon genau wissen, warum er nicht mehr gewollt wird. Genauso wenig wollte er wissen, was seine Frau an dem neuen Mann eigentlich gefunden hatte. Schließlich handelte es sich um einen ganz normalen Mann, der sich nicht sonderlich von ihm selbst unterschied: gleiches Alter, wenn auch geringfügig jünger, gleiche Größe, wenn auch geringfügig größer, gleiche Statur, wenn auch geringfügig sportlicher, und gleiche Interessen, wenn auch um einiges umfassender: Skilanglauf, Orchideenzucht und Querflötespielen gehörten dazu. Das hatte Elisabeth ihm erzählt, als sie wieder miteinander reden konnten, was ihn aber nicht weiter beeindruckt hatte. Er selbst war ganz gut ohne exotische Pflanzen, Skilanglauf und Querflöte durchs Leben gekommen. Ausgerechnet Querflöte.

Einzig die Tatsache, dass der Mann eine erheblich höhere Pension erhielt als er selbst, hatte ihn geärgert und ärgerte ihn zuweilen auch heute noch. Wobei er natürlich keine Zahlen kannte, aber in den entsprechenden Tabellen hätte nachschlagen können. Was er aber nicht tat. Ihm genügte zu wissen, dass der Mann ein Oberstudienleiter beziehungsweise Regierungsschuldirektor im Verwaltungsdienst gewesen war und damit nicht nur mehr verdient hatte als er, sondern auch ein entsprechend höheres Ruhegehalt bezog. Und darüber hinaus den idealen Job gehabt hatte: ein Lehrer ohne Schüler. Was wollte man mehr.

Bernhard hingegen war nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Politologie und den entsprechenden Weiterqualifikationen irgendwann zum Fach-

hochschulprofessor berufen worden. Praktischerweise in Berlin und mit Lehrverpflichtungen in einem Studiengang, in dem er sich neben den Wirtschaftswissenschaften auch der Politischen Philosophie und der sogenannten Vergleichenden Politikwissenschaft zuwenden konnte. Während seine Kollegen für Wirtschaftsstatistik, Wirtschaftsmathematik, Digitalisierung und Ähnliches zuständig waren, konnte er sich als der Geisteswissenschaftler unter den Kollegen betrachten. Was er natürlich nicht laut sagte, es aber für sich als Glücksfall betrachtete, denn technisch war er nicht begabt, mathematisch ebenso wenig und einen guten Betriebswirtschaftler hätte er wohl auch nicht abgegeben. Insofern ging er durchaus zufrieden seiner Tätigkeit nach.

Mehr als zufrieden wäre er freilich gewesen, wenn er ein geringeres Lehrdeputat gehabt hätte, denn Fachhochschulprofessoren unterrichteten weitaus mehr als die sogenannten Universitätsprofessoren. Letztere hatten mit acht Stunden pro Woche bereits ihr Brot verdient, er dagegen hatte achtzehn Stunden unterrichtet. Hochschullehrer sind eben auch Lehrer, und Fachhochschullehrer erst recht, und je älter er wurde, umso mehr strengte ihn die Arbeit an. Insofern war der Eintritt in den Ruhestand nicht nur irgendwann unvermeidlich gewesen, sondern durchaus auch gewollt. Er hatte sich schon länger darauf gefreut, endlich einmal Zeit für sich zu haben und einmal all das tun zu können, wozu er bisher keine Zeit und keine Gelegenheit gehabt hatte.

Doch was war das eigentlich? Wofür hatte er keine Zeit gehabt? Es wollte ihm nicht einfallen. Nicht zu Beginn des Ruhestands und in den Jahren danach auch

nicht. Solange er berufstätig war, hatte er es gewusst. Oder besser: gefühlt. Sehr genau sogar. Jede Einzelheit. Jede Einzelheit seines zukünftigen von allen Pflichten befreiten und selbstbestimmten Lebens war schon damals in ihm gleichsam präfiguriert gewesen.

Präfiguriert! Ein wirklich schönes Wort, zumindest für sein Sprachempfinden. Und auch ein schöner Sachverhalt. Er wollte beides nicht zerstören, nicht das Wort und nicht die Sache, und hatte sich darum auch versagt, sich nach seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben über seine künftige Lebensgestaltung allzu viele Gedanken zu machen. Das würde nur den Zauber dessen, was noch kommen sollte, zerstören. Ein soziales Ehrenamt vielleicht? Helfen bei der Tafel? Oder im Tierheim? Irgendetwas mit Flüchtlingen? Warum nicht auch handwerkliche beziehungsweise künstlerische Tätigkeiten? Mit Farbe, Leinwand, Stein, Metall? Gegebenenfalls auch Bildungsreisen?

Was ja im Grunde aller Ehren wert war und womöglich auch erfüllend sein konnte, wenn es auch nicht dem entsprach, was er sich wünschte. Zumindest nicht ganz. Aber was wünschte er sich? Er wusste es nicht, er fühlte und ahnte es nur. Und wartete darum lieber ab, bevor er voreilig handelte, sich in soziale oder künstlerische Aktivitäten verstrickte, ohne mit dem Herzen dabei zu sein. Er glaubte an das, was man den Kairos nannte. Er glaubte an den richtigen Zeitpunkt. Der würde von ganz allein kommen. Der richtige Zeitpunkt war ja in ihm. Zwar noch nicht gekommen, aber trotzdem schon da. Er musste nichts und niemandem nachjagen. Keinem Tierschutzverein, keiner Jordanien-Studienreise und keiner Nachbarschaftshilfe. Es würde alles auf ihn zukommen und

ihm genau in dem Moment, in dem er reif dafür war, den Weg weisen. Dessen war er sich sicher.

Schön wär's. Schön wär's gewesen. Doch der Kairos, im griechischen Götterhimmel ein geflügelter Jüngling mit kahl geschorenem Hinterhaupt, damit man ihn von hinten nicht mehr zu fassen bekam, wenn er einmal an einem vorbeigeht, stellte sich nicht ein. Möglicherweise hatte er ihn gar nicht bemerkt beim Vorbeieilen. Der flüchtige Gott ließ ihn im Stich, und die ersten Jahre seit Bernhards Pensionierung vergingen ohne besondere Vorkommnisse oder spezielle Aktivitäten. Das Präfigurierte, es wollte keine greifbare Gestalt annehmen. Stattdessen bestand sein Leben aus spazieren gehen, Bekannte treffen, kleinere Wohnungsreparaturen vornehmen und nicht zuletzt lesen. Vor allem Zeitschriften und Zeitungen, auch Sachbücher, manchmal Romane. Und in den Zeitschriften und Zeitungen gelegentlich auch die Kontaktanzeigen: *Akademikerin im Ruhestand, geht gern ins Theater, sucht Akademiker im Ruhestand, der auch gern ins Theater geht*. So oder ähnlich. Nichts Erotisches also. Diskussion garantiert.

Zuweilen standen Arztbesuche an, gelegentlich häuften sie sich sogar, die Hüfte, die Knie, die Schulter, aber alles noch im Rahmen, auch wenn das Fensterputzen oder Staubwischen ihm einige Mühe bereitete wegen der Schulter und er darüber nachdachte, eine Putzhilfe zu engagieren. Gelegentlich machte ihm seine Kniearthrose zu schaffen, aber nicht so sehr, dass es auffiel, so dass er nicht nur einen rüstigen Eindruck machte, sondern sogar als irgendwie sportlich wahrgenommen werden konnte, wenn er mit seinem durch die Jahre geretteten UCLA-

Sweatshirt bekleidet und mit Basecap auf dem Kopf aufs Fahrrad stieg, um ein paar Runden zu drehen.

Die Jahre waren allerdings schneller vergangen, als er gedacht hatte. Gerade hatte er seinen Ruhestand angetreten, und nun lauerte schon der siebzigste Geburtstag. So wollte es ihm jedenfalls vorkommen. Hatte er die letzten Jahre vertrödelt und verbummelt? Die guten letzten Jahre? Jahre, in denen er frei von allen Verpflichtungen, aber noch einigermaßen gesund und beweglich war und es sich deshalb womöglich um die wertvollsten Jahre seines Lebens überhaupt gehandelt hatte. Die unwiederbringlichsten Jahre?

Das wäre vielleicht übertrieben, alle Jahre waren schließlich unwiederbringlich. Aber die zwischen sechzig und siebzig wohl noch unwiederbringlicher als alle anderen davor. Ganz in diesem Sinne hatte ihm vor einiger Zeit denn auch ein Cousin, der selbst mitten in den Siebzigern war und allerlei Beschwerden und Krankheiten erleiden musste, einschließlich eines Schlaganfalls und einer Hüftoperation, ganz zu Recht geraten: »Genieße deine Sechziger.« Der Cousin hatte recht. Das konnte Bernhard auch passieren, wenn er in die Siebziger kam. In dem Alter waren ein Hüftleiden oder ein Schlaganfall immer möglich. Oder auch beides zusammen. Wo stand geschrieben, dass man nicht beides zugleich bekommen konnte. Wundern würde sich niemand darüber.

Aber Bernhard war dem Rat seines Cousins trotzdem nicht gefolgt und hatte, von keinen Verpflichtungen und keiner Krankheit beschwert, aber auch von keinen Passionen getrieben, einfach so vor sich hin gelebt. Sorglos zumeist, nur manchmal beunruhigt von dem Gedanken,

dass er vielleicht allzu sorglos eben doch die besten Jahre seines Leben verschwendete, indem er die Tage nahm, wie sie kamen: frühstücken, die Zeitung lesen, einkaufen, zu Fuß oder mit dem Rad, kochen, zu Mittag essen, abwaschen, ausruhen, weiter die Zeitung oder eventuell ein Buch lesen, auf der Couch, genau wie früher, nur ohne vor Erschöpfung dabei einzuschlafen, und danach ein Tee und ein paar Kekse, nochmal kurz raus, an die frische Luft, und schon setzte die Dämmerung ein, und der Fernsehabend konnte beginnen, begleitet von einem Schinkenbrot und einem Bier. Vorab eventuell noch ein Telefonat. Mit einem Bekannten oder Verwandten, am besten zwischen 18 und 19 Uhr, aber das musste nicht sein. So ließ es sich doch leben.

Das dachte er nicht nur, das sagte er sich auch manchmal. Dies aber nicht nur leise, sondern gelegentlich auch laut. Was kein gutes Zeichen war und ihn entsprechend irritierte, wenn er sich mit sich selbst sprechen hörte. Oder war da noch jemand in der Wohnung? Ein Wellensittich im Käfig? Ein Fisch im Aquarium? Nein, da war niemand. Offenbar wurde er zu einem brabbelnden Alten. Diagnose: soziale Deprivation. Käfighaltung in Wilmersdorf. Zu essen hatte er genug. Zu trinken auch. Außerdem Fernsehen, Zeitschriften, Bücher, alles war da. Manchmal ging er nur aus Langeweile einkaufen, um unter die Leute zu kommen, und dann füllte sich der Kühlschrank mit Vorräten für eine ganze Familie. Mit dem Effekt, dass er mehr aß, als er eigentlich sollte. Um Platz zu schaffen im Kühlschrank und damit einen Anlass, erneut einkaufen zu gehen. Was nicht gesund war. Man wusste aus Tierversuchen, dass Affen mit einem geringeren Sätti-

gungsgrad länger und gesünder lebten als satte Affen. War er ein satter Affe? Hoffentlich nicht. Aber es war dann doch ein wenn nicht gerade schicksalhafter, so doch glücklicher Umstand, dass er sich in genau dem Moment, als ihm seine eigene Versorgtheit und Routine als Ruheständler zur Last zu werden drohte, aufgefordert fühlte, noch einmal an den Ort zurückzukehren, wo ein Abschnitt seines Lebens sich nicht nur nicht erfüllt hatte, das wäre wohl auch zu viel verlangt gewesen, sondern einfach nur abgebrochen worden war. Letzteres aber war ohne Zweifel zu wenig.

2

Gemeint ist seine Zeit in Salerno. Salerno? Die Stadt sagte den meisten nichts. Wenn man im Freundeskreis nachfragte, dann hieß es zumeist »irgendwo bei Neapel«. Und wer sich ein wenig besser auskannte, der wusste, dass hier die Busse in Richtung Paestum oder Amalfi abfahren. Das war im Grunde auch sein eigener Wissensstand in Sachen Salerno gewesen, als er kurz nach dem Studium und bevor er wusste, ob es eine reelle Chance als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FU für ihn gab, eine Lektorenstelle für den Bereich Deutsch als Wirtschaftssprache an der Universität Salerno entdeckt und sich darauf beworben hatte. Worauf er nach überraschend kurzer Zeit eine positive Antwort bekam, diese seinerseits positiv beschied und schon bald seinen Arbeitsvertrag unterschreiben konnte.

Die schnelle und effiziente Abwicklung schien darauf hinzuweisen, dass sich die Nachfrage nach dem Lektorat in Salerno in Grenzen hielt. Vielleicht war er sogar der einzige Bewerber gewesen. Nach Venedig, Florenz, Rom wollten sicherlich viele. Er im Grunde auch. Aber man kann nicht alles haben. Und schließlich kam es ja vor allem darauf an, die Wartezeit bis zum Antritt der Mitarbeiterstelle zu überbrücken, was noch dauern konnte. Sein Professor hatte ihn fest eingeplant. Das war aber vorerst auch alles.

Was einerseits misslich war und nicht ohne Risiko, aber andererseits auch ein Anstoß, die gewohnten Wege zu verlassen und sich ein wenig draußen in der Welt umzusehen. Und warum nicht in Italien. Das sagte man doch auch den Fußballspielern nach, dass zwei Jahre Italien noch jedem gutgetan hätten. Allein schon wegen der Sprache. Plötzlich sprach so ein Fußballspieler fließend Italienisch, nachdem er vorher noch immer mit seinem fränkischen oder rheinhessischen Dialekt zu kämpfen hatte. Beispielsweise. Dialekt war für Bernhard freilich kein Problem. In Wilmersdorf sprach man Hochdeutsch, und ebenso an der dortigen Friedrich-Ebert-Oberschule, wo er sein Abitur gemacht hatte, um hinterher an der FU in Dahlem zu studieren. Alles kurze Wege. Zu kurze vielleicht. Insofern war ihm Italien durchaus recht, zumal er eine Zeit lang auch Italienisch ganz offiziell als zweites Nebenfach studiert hatte. Um die Gelegenheit zu nutzen und weil er einen Zugang zu den entsprechenden Sprachkursen hatte. Französisch war allerdings überlaufen. Spanisch desgleichen. Dann eben Italienisch.

Was ihm jetzt zugutekam. Die Uni Salerno hatte ihm

noch vor Dienstantritt empfohlen, mit einem speziellen Lehrbuch namens *Il tedesco dell'economia* zu arbeiten, das einen ausführlichen Begleitband mit didaktischen Materialien enthielt, die er im Unterricht einsetzen konnte. Und womit er sich schon in den Wochen vor Dienstbeginn ausführlich beschäftigte, um dem Unterricht einigermaßen gewappnet anzutreten. Das Lehrbuch hatte sich dann auch für die Studenten als nützlich erwiesen, sie lernten merklich dazu, zumindest fachsprachlich, sein eigenes Italienisch aber war durchaus noch verbesserbar, zurückhaltend formuliert, und sorgte nicht selten für Heiterkeit im Unterricht. Speziell bei der Verwendung von falschen Hilfsverben à la »Ich habe fertig«. Nur eben umgekehrt: »Sono finito.« Genauso falsch – und gegebenenfalls genauso zum Lachen. Was aber seiner Autorität als Dozent keinen Abbruch tat. Im Gegenteil: Die Studenten zeigten sich solidarisch und hatten eine gewisse Freude daran, ihm auch ihrerseits etwas beizubringen. Wobei insbesondere ein Student namens Alfredo sich immer wieder darum bemühte, Bernhard über irgendwelche umgangssprachlichen Klippen hinwegzuhelfen. Und dieser Alfredo war es auch, der Bernhard entscheidend bei seiner Wohnungssuche half.

In Salerno beziehungsweise Kampanien schienen die meisten Menschen Eigentumswohnungen zu besitzen, auch die sogenannten einfachen Leute, anders als in Deutschland und vor allem auch anders als in Berlin, und aus diesem Grund gab es wenig Fluktuation. Wer eine Wohnung besaß, der wohnte auch darin, wenn möglich sein Leben lang. Um sie dann an die eigenen Kinder zu vererben.

In Berlin dagegen zogen die Leute des Öfteren um, weil sie zumeist in Mietwohnungen wohnten, mit denen sie nicht zufrieden waren. Zu dunkel, zu laut, zu teuer. Irgendein Problem gab es immer. Sobald sich die Möglichkeit ergab, eine bessere Wohnung zu mieten, zog man um. Mit dem Ergebnis, dass Wohnungen frei wurden, aber eben keine wirklich guten, für die sich aber trotzdem Interessenten fanden. Viele Menschen, die beispielsweise dunkel, laut und teuer, also in einer schlechten Wohnung wohnten, wechselten gern in eine weniger schlechte Wohnung, um dann gegebenenfalls nach wie vor laut und teuer, aber heller als vorher oder auch dunkel und laut, aber billiger als vorher zu wohnen. Für einen Mieter gab es immer einen Grund, sich zu verändern. Für einen Eigentümer nicht. Was man hatte, das hatte man. Und weil man es hatte, war es gut. Zumindest in Italien beziehungsweise in Salerno. Hier schien alles erstarrt und wie festgeschraubt. Jeder hockte unbeweglich auf seinem Besitz. Ob das in Neapel auch so war? In den Gassen? Die berühmten *bassi* beispielsweise, Erdgeschosswohnungen, bei denen die Wohnzimmertüren direkt an die Straße grenzten. Und manchmal auch die Schlafzimmertüren. War das alles Eigentum? Dunkel, laut und Eigentum? Wer weiß. Was immer noch besser wäre als dunkel, laut und kein Eigentum.

Bernhard hatte bei seinen Bemühungen, eine Wohnung zu finden, keine einzige auch nur halbwegs bezahlbare Mietwohnung, aber zweimal ein Untermietzimmer angeboten bekommen, was er noch während des Telefonats mit den Vermietern abgelehnt hatte. Es waren in beiden Fällen Zimmer mit Familienanschluss, zumindest im

räumlichen Sinn. Gemeinsame Bad-, Toiletten- und Küchenbenutzung. Bei den Zimmern handelte es sich um die ehemaligen Kinderzimmer, die nun leer standen, da die mittlerweile herangewachsenen Kinder ausgezogen waren. Was in Italien keine Selbstverständlichkeit war, dass die Kinder auszogen. Warum sollten sie ausziehen, wenn sie als zukünftige Erben irgendwann wieder einziehen würden? Der Verbleib in der Wohnung war freilich nur für die alleinstehenden Kinder sinnvoll. Allein schon aus finanziellen Gründen. Sollte sich der alleinstehende Sohn oder die alleinstehende Tochter etwa eine eigene Wohnung mieten, wenn zuhause das Kinderzimmer leer stand? Rausgeschmissenes Geld. Eltern und Kind hatten sich doch bis jetzt gut verstanden. Man würde sich auch weiterhin gut verstehen. Und das bisschen Wäsche der Tochter oder des Sohnes machte der Mutter doch keine Mühe. Im Gegenteil. Anzi!

Dieses »anzi« hörte man oft in Italien. Was ein Problem schien, war in Wahrheit die Lösung. So ungefähr. Und was für die Wäsche galt, das galt auch für das verlassene Kinderzimmer. Das konnte man doch leicht ummöblieren. Erwachsenengerecht. Das musste ohnehin ummöbliert werden. Tisch, Stuhl, Bett und Schrank, alles neu, und falls der neue Schrank nicht ins Zimmer passte, dann kam er eben in den Flur. Der Flur war breit genug. Anzi! Der war im Grunde genommen mehr als breit. Alles andere konnte doch so bleiben, wie es war. Der Zahnputzbecher blieb dort, wo er schon immer gestanden hatte. Gleich neben den Zahnputzbechern von Mama und Papa.

Was Bernhard denn auch am meisten von einem Da-

sein als Untermieter abgeschreckt hatte: dass es kein zweites Bad gab. Als Untermieter hätte er seinen Zahnputzbecher neben die Zahnputzbecher seiner Vermieter stellen müssen. Falls es überhaupt bei den Bechern geblieben wäre. Vielleicht stand dort auch noch ein Glas mit der Teilprothese des Vermieters oder der Vermieterin. Drei Schneidezähne im Wasserbad. Zur nächtlichen Selbstreinigung. Das war nicht unwahrscheinlich, man glaubte gar nicht, wer alles eine Teilprothese hatte.

Am besten war es, gar nicht erst über eine solche Situation nachzudenken. »Denk nicht mal dran!«, hieß es doch auf amerikanischen Verbotsschildern, wenn es darum ging, die Autofahrer vom Falschparken abzuhalten. So wollte er es auch mit der Untermietproblematik einschließlich Familienanschluss halten: Nicht mal daran denken. Bernhard brauchte ohnehin nicht nur eine, sondern mindestens zwei Türen, die nur er hinter sich schließen konnte, um sich wohlfühlen. Zwei Türen zwischen sich und der Welt. Was auch in Berlin nicht immer gewährleistet war, zumal dann nicht, als er mit einer Freundin oder auch später mit seiner Frau zusammenlebte. Man muss auch Kompromisse machen können. Ansonsten aber galt für ihn die Zwei-Türen-Regel, alles andere barg seelisches Bedrohungspotenzial.

Insofern beantwortete er auch Alfredos Frage, ob er mit seiner Wohnungssuche weitergekommen war, nur mit einem entschiedenen »Untermiete, das ist nichts für mich«, ohne seine Empfindlichkeiten zu erwähnen. Was Alfredo auch sofort akzeptierte. »Ich verstehe«, hatte er nur gesagt, ihn aber trotzdem ein wenig skeptisch dabei angesehen. Was war so schlimm an Untermiete, wird